

## Jus und Recht.

Roman von Fred. B. Gardt.

4.

Anfang Oktober erschien eines Nachmittags Felix Binker in der Kanzlei, wie stets sorgfältig angezogen und peinlich sauber rasiert. Das Einglas blühte im Auge und er war noch hochfahrender als gewöhnlich, da er dem Bureauvorstand Meinhold die Weisung gab, ihn sofort zu melden, ihn, und den Herrn Direktor Sieb aus Berlin.

„Gib'n Se de Karte an den Herrn Justizrat,“ sagte der kleine Mann und holte umständlich aus einer mit Papieren vollgestopften Brieftasche eine große Visitenkarte, auf der in breiten verschörkelten Buchstaben zu lesen war „Direktor Jakob Sieb, Berlin.“

„Wird auch so ein Galgenvogel sein, dachte sich Meinhold, ließ die beiden in das große Wartezimmer eintreten und brachte seinem Chef die Karte.“

„Was will der Herr,“ frug Dr. Werner, der am Schreibtisch einen schwierigen Schriftsatz ausarbeitete.

„Der kommt mit Monsieur Binker.“

„Na, na, Meinhold,“ sagte er verweisend, er belustigte sich im stillen über die Erbosität, die sein grundbraver Bureauchef gegen Felix Binker zeigte, aber wollte solche Freheiten, wie das spöttische „Monsieur Binker“ doch nicht dulden. — „Ich lasse die Herren bitten, zu warten, oder um fünf Uhr wiederzukommen, vorher bin ich beschäftigt.“

Meinhold schmunzelte und das war so deutlich in die Worte umzusetzen — Sie sollen um fünf Uhr, aber pünktlich, wiederkommen —, daß Dr. Werner sehr bestimmt hinzufügte: „Ich bitte aber, daß der Bescheid durchaus höflich ausgerichtet wird, Meinhold.“ Gerade von Herrn Binker wünsche ich keine Klagen zu hören.“

„Ich heiße den Prinzen ja nicht.“

Dr. Werner strich sich über das Gesicht, ein Lächeln verbergend.

„Nein, aber Sie sind manchmal brummig, und das geht nicht. Also fünf Uhr.“

Als Felix Binker um fünf Uhr wiederkam, schob er den kleinen Mann vor sich durch die Türe und sah über dessen Kopf nach Dr. Werner hin, als ob er sagen wollte, schön ist er nicht, was wollen Sie, Geschäfte sind Geschäfte, laut sagte er: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen Herrn Direktor Sieb aus Berlin vorstelle.“

Dr. Werner hatte sich aus seinem Arbeitsstessel erhoben, ohne den Herren entgegenzugehen. So konnte er die Höflichkeit wahren und brauchte Felix Binker nicht die Hand zu reichen, was ihm stets unangenehm war.

„Sehr erfreut, Herr Justizrat“ — sagte der kleine Mann, kam mit mehreren Verbeugungen und watschelnden Schritten auf Dr. Werner zu und streckte ihm beide Hände entgegen. Er hob die Arme in die Höhe und rief bewundernd aus: „Gott, wie sind Sie eingerichtet, Herr Justizrat! Was für schöne Teppiche und so schöne Bilder an der Wand. Man sieht doch gleich, daß der Herr Justizrat ein kunstsinziger Mann ist. Ja, die Kunst, die Kunst.“ Und er sah sich prüfend nach allem im Zimmer um.

Was er mit diesem Ausruf meinte, war nicht recht verständlich, wohl aber verstand Dr. Werner, wozu dieses gesagt wurde, und während er halb belustigt, halb ärgerlich den kleinen Mann betrachtete, sagte er zu Felix Binker gewendet: „Sie sind ein schlechter Psychologe, Herr Binker.“

Felix Binker biß sich ärgerlich auf die Lippen und lenkte ab: „Wir wollen die Zeit des Herrn Rechtsanwalt nicht unnötig in Anspruch nehmen und gleich auf die Sache eingehen, die uns herführt.“

„Das wäre mir auch angenehm,“ entgegnete Dr. Werner trocken, „nehmen Sie bitte Platz.“

„Entschuldigen Sie, entschuldigen Sie gütigst, Herr Justizrat.“

„Bardon, daß ich Sie auf einen kleinen Lapsus . . .“

„Was meinen Sie?“

„Auf einen kleinen Irrtum aufmerksam mache, ich bin nicht Justizrat.“

„Aber bitte, bitte sehr, wird schon kommen.“

Der kleine Mann verbeugte sich wieder mehrmals und nahm Platz.

Binker zog die Augenbrauen hoch, daß das Augenglas im linken Auge nur mehr mit Mähe hielt, und öffnete eine Mappe, die er in der Hand hielt.

Dr. Werner zündete sich eine Zigarette an. „Bitte,“ er schob die Zigaretten den Herren zu und ließ den Rauch durch die Nase ziehen, indem er den Kopf etwas nach rückwärts beugte und den kleinen Mann musterte. Er empfand, hier war etwas nicht in Ordnung. Also Vorsicht! — Laut sagte er: „Also bitte meine Herren, zur Sache.“

„Wir kommen in Geschäften,“ leitete Felix Binker ein.

„Sie sind doch der geschätzte Herr Anwalt von der geschiedenen anadischen Frau von Binker.“

Ein widerliches Vieh, dachte Dr. Werner, aber er schwieg noch.

„Sie gestatten, Herr Direktor Sieb,“ sagte jetzt Felix Binker scharf, „daß ich Herrn Dr. Werner kurz auseinandersetze, um was es sich handelt,“ — und ohne auf das „aber“ und auf die erhobenen Arme des kleinen Mannes zu achten, erklärte er: „Herr Direktor Sieb und meine Berliner Gesellschaft wollen uns fusionieren . . .“

„Gestatten Sie . . .“

„. . . das heißt, Herr Direktor Sieb will das Kapital erhöhen und als Mitdirektor eintreten.“

„Gestatten Sie . . .“

„Gottgott, lassen Sie mich doch ausreden!“ herrschte Felix Binker, der vollständig die Geduld verlor, den kleinen an, der sich duckte, als ob er einen Schlag erhalten hätte. „Wir möchten bei dieser Vergrößerung der Gesellschaft einige Werte aus der Liquidationsmasse von Frau Binker erwerben.“

Dr. Werner rauchte noch immer schweigend.

„Zunächst das Grundstück in der Werderstraße.“

„Ein,“ machte Dr. Werner, man konnte es aber auch für ein Häußern nehmen. „Warum nicht das Bauland in Rochwitz?“

„Bauland? Ne, Herr Rechtsanwalt,“ prustete der kleine Mann, als ob ein vortrefflicher Wit gemacht worden wäre.

Und Felix Binker sagte schnell: „Das würde unsere Mittel übersteigen, wenigstens für jetzt. Vielleicht später. Zunächst das Haus in der Werderstraße. Wir wollen den Kaufpreis in Form einer Rente für Frau Binker begleichen, die pünktlich von der Gesellschaft gezahlt würde.“

Wie die Hypothekenzinsen, dachte Dr. Werner.

„Nun, was denken Sie über das meine Plänchen,“ plakte der kleine Mann heraus.

„Zunächst gar nichts. Denn die Summe ist noch nicht genannt, die Sie für das Objekt zahlen wollen.“

„Wir werden kulant sein,“ und Direktor Sieb klimperte mit dem Geld in der Hosentasche.

„Selbstverständlich,“ fuhr Felix Binker fort und nannte mit unerschütterlicher Dreistigkeit eine Summe, die weit unter den Erträgnissen des Hauses blieb.

„So, so,“ entgegnete Dr. Werner sarkastisch. „Das wäre ein recht gutes Geschäft für — Ihre Gesellschaft. Doch lassen wir einen Augenblick diese Frage aus dem Spiele, ich möchte erst eine andere Auskunft haben. Wieviel wollen Sie einlegen, Herr — Direktor Sieb?“

„Sechzigtausend Mark.“

„Das würden wohl aber auch die einzigen Varmittel sein, über die die Gesellschaft verfügt, vorausgesetzt, daß Sie in bar einlegen.“

„Wieso?“ frug Felix Binker hochmütig, doch mit einem kaum merklichen Zittern des Augenlides, was bei ihm immer ein Zeichen von Erregung war, und Dr. Werner, der ihn scharf beobachtete, entging dieses leise Zittern nicht.

„Ich wundere mich,“ sagte er kühl, „daß Sie mich dies fragen, da Sie die Wichtigkeit meiner Behauptung selbst kennen. Ich habe sehr genaue Auskünfte von zuverlässiger Seite über die Berliner Bau- und Terraingesellschaft eingeholt. Einen Augenblick — er nahm das Hörrohr zur Hand: „Meinhold? Die Beilagen zur Binkerischen Sache Nr. 3!“

Meinhold brachte ein Altkleid, aus dem Dr. Werner ein Kuvert entnahm.

„Die Gesellschaft ist am 20. September 1900 laut Auszug aus dem Handelsregister gegründet worden mit einem nominellen Kapital von sechzigtausend Mark.“

„Sehen Sie, sechzigtausend Mark, das ist doch Geld!“ unterbrach der Kleine Mann.

„Gesellschafter sind Felix Binker,“ fuhr Dr. Werner ruhig fort, ohne den Einwand zu beachten, „August Fuchsler und Stefan Papadopoulos.“

„... den wir hinausgesetzt haben,“ warf schnell Felix Binker ein, „da er ein Schwindler ist.“

„Das ist auch meine Ansicht,“ antwortete Dr. Werner. Dann las er weiter: „Die Einlagen sind geleistet worden mit fünfzehntausend Mark in Anteilscheinen der Zentral-Hotelgesellschaft, und zwar von Herrn Binker, Ferner Jewelen im Werte von fünfzehntausend Mark und fünftausend Mark in bar von Herrn Fuchsler; ein Automobil im Werte von fünfzehntausend Mark von Herrn Papadopoulos. Die fünfzehntausend Mark, die Herr Felix Binker, und die weiteren fünfzehntausend Mark, die Herr Papadopoulos noch einzulegen hätten, sind bis jetzt nicht bezahlt worden.“

„Die Gesellschaft brauchte bis jetzt die Beträge noch nicht,“ sagte Felix Binker.

„Schön. Soweit der Auszug aus dem Handelsregister,“ fuhr Dr. Werner fort, und zog ein zweites Kuvert aus den Akten. „Ich habe aber erfahren, daß ein gewisser Stefan Papadopoulos am 13. August wegen Betrugs zu einem Jahr und zwei Monaten Gefängnis verurteilt ist. Es handelt sich unter anderem auch um einen Automobilschwindel. Sollte vielleicht dieses schwindelhafte Automobil identisch sein mit der Einlage dieses Herrn Papadopoulos?“ — er sah spöttisch zu Felix Binker und bemerkte, wie dieser den Ausdruck auf dem Kuvert lesen wollte. — „O bitte, bitte, das Kuvert steht Ihnen zur Verfügung. Es ist die Auskunft vom früheren Kriminalkommissar Lesser. Ich glaube, eine der solidesten und zuverlässigsten Auskunftsstellen in Berlin. Reinen Sie nicht auch?“ (Fortf. folgt.)

## Der Schuß in den Spiegel.

[Schluß] Von Curt Nord.

Es lag dicht am Flusse ein altes Gasthaus, das Frieder früher einmal mit Kameraden besucht hatte. Dorthin führte er jetzt die Fremde, und sie saßen in einer großen, kühlen Gastrube, wo sie durchs offene Fenster freien Ausblick hatten, über den Strom, über das jenseitige Ufer, über Felder, weit ins Land hinein, das heiß und golden unter der Sonne lag. Es tat gut, dazusitzen, die Glieder feiern und ausruhen zu lassen, sich in die Augen zu sehen, Lust zu haben an der Gegenwart und sie vom Gekostern und Morgens abzuschneiden wie die Frucht vom Baum. Und sie erzählten sich und lachten, ihr Gespräch jagte wie Fliegen im Windzug. Die Augen Augen der Frau glänzten und spiegelten warm, wie der Wein, mit dem sie Frieder zutrunk.

Sie erzählte, daß sie nur zufällig ins Städtchen gekommen sei und morgen in der Frühe weiterreise, den Rhein hinauf in eine ihr fremde Stadt. Einen Tag habe sie Ruhe haben, unter fremden Menschen sein wollen; nichts um sich sehen, was ihr gewohnt, nichts, was ihr in langen ermüdenden Stunden wieder zur Gewohnheit werden müsse; sehen und vorübergehen; das Glück der Freiheit streifen, wie die Schwalbe das Wasser. Aus Augenbliden sich einen Tag machen, der hundert ist wie eine Frühlingswiese, und morgen wieder das Aschenbrödelgewand des Wochentags überziehen.

Und der junge Mensch sah da und lauschte hingerissen auf das starke Bekenntnis des jungen Weibes. Er hätte etwas tun mögen, um dem stolzen Menschenkinde da zu zeigen, was in ihm war und nicht herausgedurst in qualvollen Jahren des Zwanges; aber er fand nichts, kaum ein paar arme Worte, und sah nur da und streichelte mit seinen Fingern ihre Hand.

Als sie schwieg und zum Fenster hinaus sah, bekannte er zögernd, daß auch er morgen von hier fort müsse.

Mit einem Male fiel ihm ein, daß sie noch nicht wisse, wer er sei, wie er heiße. Aber fast erschreckt wie sie das zurück, als er davon sprechen wollte. „Was soll uns das?“ sagte sie; „was gilt uns das? Macht dich das glücklicher, wenn du weißt, mit welchem Namen ich draußen in der Welt abgestempelt bin? — Darum laß das... Du bist mir du, und das ist genug — genug.“ Und sie fing sich seinen Kopf und küßte ihn auf beide Augen.

In dem alten Gasthause mieteten sie ein kleines Zimmer. Mit glücklichen Herzen stiegen sie hinter dem Wirt die schmale Treppe hinauf. Das Stübchen ging mit zwei kleinen Fenstern auf den Strom. Sauber und peinlich gestriegelt stand das weißgedeckte Bett in einem Winkel, und an der Wand hingen Ein-

segnungsbilder in brüchigen Rahmen. Dazwischen allerte unter gewölbtem Glas ein fahler Wirtenzkranz; die Inschrift hatte die Zeit verwischt.

Frieder ließ seine Reisetasche zurück, und dann gingen sie zum Bahnhof, in einem Wagen über die Wiesen um das Städtchen, in dem der Festtag ausgefeiert wurde, das Reisegut der Fremden abzuholen. Nachher schlenderten sie im weichen Ufersand stromnebenher, so weit, daß der Lärm aus dem Städtchen sich nicht bis zu ihnen heraus verlor. Nebeneinander streckten sie sich in das haarfeine Gras, rüdten eng zusammen. Auf ihren Gesichtern brannte das Licht rot durch den seidnen Sonnenschirm. Sie sprachen und küßten sich.

Aber Frieder durfte nichts sagen, was noch Beziehungen ins Gekostern spannen oder hinüber knüpfte zum Morgen, und auch die Fremde erwähnte nichts, was nicht in diesem einen Tage wurzeln und endete. Es war, als hätten beide sich in diesen Tag als auf eine Insel geflüchtet und den Rahn zerbrochen, der sie herüber getragen. Daß sie sich morgen aufgeben, sich verlieren würden, das hatte für sie nicht ein wenig Traurigkeit.

Später kehrten sie heim; er legte den kräftigen Arm weich um ihre Schultern. Sie stiegen gleich in das stille, abenddunkle Zimmer hinauf. Am weißgedeckten Tische aßen sie zu Nacht und ließen beide Fenster weit offen stehen. Draußen lagen noch Spätnachmittagslichter, dem Himmel flog ein leichter purpurner Dunst an. Sie hatten den Tisch an das großgeblühte Kanapee herangezogen und drückten sich in die ausgefessenen Polster, nachdem Frieder die beiden altmodischen Stühle abseits an die Wand gestellt; sie hatten nämlich so kühl und mißbilligend zugeesehen und daran erinnert, daß es außer ihm und ihr auch noch andere Menschen gab.

Langsam und leise, als wolle es die beiden Menschentinder nicht stören, war das letzte Licht aus dem Zimmer gewichen. Der Himmel wurde sahl, und der Rhein floß aschfarben. An der dunklen Wand im Osten glomm ein Stern auf. Er lugte zu dem kleinen Hause hinüber, blinzelte in die dämmerverschleierte Stube; er erkannte nur einen kleinen weißen Wachsstock auf einem Tischchen und von einer Stuhllehne fallig zu Boden fließend etwas Feuerrot, wie ein Gewandstück. Dann schaute er über die Dachfirst hinweg nach dem Städtchen, wo aus alten Giebeln rotblinzelnde Augen zwinkerten und wo der Lärm langsam schlafen ging. Der Strom schludgte und stöhnte; auf seinem kühlen Leibe lag heiß, schwer und unruhig die Sommernacht, und die glühende Erde sog gierig an seiner erfrischenden Feuchte.

Als Frieder am Morgen erwachte, fand er sich allein. Er sprang auf und kühlte sein Gesicht mit frischem Wasser. Dann ging er umher und suchte, ob die Fremde nicht irgendeine Kleinigkeit vergessen habe, ein Tuch, einen Handschuh, ein Band.

Er suchte den Boden ab und fand nicht eine Nadel. Es enttäuschte ihn, und er durfte es doch nicht anders erwarten. Ein wenig fassungslos machte es ihn. Was hatte sie gesagt? Er erinnerte sich an ein paar Worte aus der Nacht: „Das kann man nicht vielmaß haben, ohne etwas Gewöhnliches daraus zu machen...“

Er öffnete ein Fenster; der Strom floß in kaltem Morgenlichte, über den Wiesen dampften Nebel. Leer stand das trübe Glas des Spiegel, und Frieder starrte hinein, als müsse er sie noch darin erspähen können, noch ihren Schatten finden; als sei sie durch den Spiegel ihm entschwunden ins Unwirkliche.

Er keidete sich an und kletterte die schmale Treppe hinunter. Das Gastrzimmer war leer. Die Dame habe keinen Morgenkaffee genommen, erzählte das Mädchen. Sie habe sich nur von einem Ruben ihre Handtasche zum Bahnhof bringen lassen. Frieder stimmte zu, als wisse er. Nach dem Frühstück ließ er sich Tinte und Feder in seine Stube bringen, schob den Kiegel zu und breitete den Inhalt seiner Reisetasche auf dem Tische aus, eine vielgestaltige Menge harmloser Gegenstände, aus denen der blanke Lauf der Pistole mit dem kleinen schwarzen Auge seiner Mündung bedrohlich herauslugte.

Silig faltete er ein paar Briefbogen auf und schrieb, schrieb und strich aus. Und im Spiegel gegenüber stand sein Gesicht bleich und ernst, mit zwei harten herben Falten senkrecht zwischen den Brauen. Das ganze Zimmer um ihn her lauschte ängstlich auf und hielt den Atem an. Zwei Worte sehte Frieder hin und strich drei wieder fort, strich, daß die Feder aufkreischte und in das Papier riß, das links oben eine Krone trug.

In seinem Hirn suchte er nach Worten, die die ganze Schwere eines Lebens hätten tragen sollen, um die die ganze Dummheit seines Schicksals hatte lauten müssen; Worte, mit denen man das Leben von sich fortwarf, wie einen Stein in den Strom.

Er sah und sann. Mit breiten Licht Händen strich die Sonne über den Tisch, als wolle sie mit all dem Spielerischen auch das lauernd Drohende fortziehen; als wolle sie den dumpf brütenden, in sein Schicksal vertangenen Menschen hinausziehen in die Allmacht ihres Strahles.

Endlich zerstückelte Frieder die beschriebenen Bogen. Ging es nicht auch ohne das?! Warum das dumme Spiel so beenden?! Lachen und schweigen, aber nicht Lächerlichkeiten ausspinnen in ernsten Worten, nichts bekennen vom innersten Menschsein, nichts ans Tageslicht kommen lassen von Seele und Gefühlen.

Er entfaltete den Inhalt der kleinen Ledermappe, verteilte die Geldscheine in etliche Umschläge und schrieb fest und klar die

Abreßen darauf. Dann stellte er den Kaffersiegel vor sich auf und nahm die Waffe zur Hand. Aufmerksam und wie mit einer gewissen Bärtlichkeit betrachtete er jede Falte in seinem blauen, gespannten Gesicht. In seinen Haaren hing die Sonne. Hinter dem Spiegel sperrte sich dreit das offene Fenster, und in den Rahmen drängte sich eng die Welt, die draußen weit und unbegrenzt war.

Frieder blidte auf die Waffe in seiner Hand. Wie täglich schielte das kleine schwarze Loch ihn an, wie ein ausge Schlagenes Auge. Scheel und lauernd lag es vor seinem Leben und gierte, es einzuschlingen, ihm den Tod ins Herz zu spielen, ihn mit Verwundung zu besudeln. Und wieder stand sein Gesicht vor ihm im Spiegel, ernst und entschlossen, starr und maskenhaft. Er sah jetzt die Hand mechanisch das kleine blinkende Ding hochheben. Da schlug es ihm heiß in die Stirn, zuckend in die Augen, und er lachte, lachte — lachte laut und kitschend.

Der Schuh hatte losgeschlagen, die Angel das Glas zerfetzt; sie zischte durchs Fenster und fiel in den Strom, der sie einschluckte.

Frieder sprang auf, tauchte das Gesicht in kaltes Wasser, wusch sich die Falten fort und den Ernst; nur das Lachen blieb hängen und klammerte sich fest um seinen Mund, als denke es hier zu bleiben, weil es ihm da gefiel. Denn das Lachen ist da gern, wo Kräfte nicht fremd sind.

Auf eine Bisttentarte malte Frieder ein bides schwarzes Tintenkreuz, daß es wie eine satte Spinne dicht unter seinem Namen saß; das schiedte er seinen Kameraden.

Die andern Umschläge raffte er zusammen und schob sie in den Rod, schloß dann die Keisetasche und stieg leicht die Treppe hinunter. Den Spiegel nahm er mit und in seinem Gedächtnis das Bild der kleinen Stube.

Er lief in den Morgen hinein, daß der Frühtau um seine Füße spritzte, wettlief mit der schnellsten Welle und ließ sich vom Strom ein Wanderlied dazu singen. Ganz weit draußen packte er den zerfahlten Spiegel behutsam aus und warf ihn mit einem starken Schwung ins Wasser.

Er hob die Arme hoch und schrie wie einer, der närrisch den Vögeln und Steinen Predigt hält: „Nun ist der Ehrer genug getan, liebwerte Kameraden, hochwertige Menschenbrüder!“

Und in die Sonne lachte er hinein: „Du hast einen Menschen mehr!“

Mit dem Strom wanderte er hinab, wie mit einem neuen Bruder, während der Tag heller aufbraunte in Mittagsflammen.

## Die Ausstellung „Das Gas“.

Mittwochabend wurde in München eine allgemeine, von den deutschen Gaswerken und den an der Gasindustrie interessierten Firmen veranstaltete Ausstellung über das Gas eröffnet. Es ist die erste Ausstellung dieser Art, in der die Gasindustrie ihre Bedeutung im gesamten Wirtschaftsleben vor der breitesten Öffentlichkeit darstellen will, und man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß die Konkurrenz der Elektrizität es ist, die die Gastechniker dazu angespornt hat, mehr als früher mit ihren Leistungen an die Öffentlichkeit zu treten und zu beweisen, daß sie diese Konkurrenz nicht fürchten, sondern siegreich zu überstehen hoffen. Das endgültige Ergebnis des Kampfes läßt sich nicht voraussagen; vielfach erhofft man in den Kreisen der Elektriker von der Halbwattlampe für geringe Beleuchtungsstärken ein vollständiges Verdrängen des Gases auch aus der Innenbeleuchtung, obwohl man anerkennen muß, daß augenblicklich das Gas durch die Intensivpreßgaslampen in der Straßenbeleuchtung einen Vorsprung vor dem elektrischen Licht gewonnen hat. Aber man wird wohl Gas und Elektrizität überhaupt nicht sowohl als Feinde, vielmehr als Schwestern betrachten dürfen, von denen jede besondere Vorzüge hat, die sie nur um so besser zu gegenseitiger Ergänzung befähigen. Auch auf der Ausstellung „Das Gas“, die doch gerade die besonderen Eigenarten und Vorzüge des Gases zur Erscheinung bringen soll, ist die Elektrizität nicht völlig zu entbehren. Einer der Glanz der Ausstellung ist in der Halle I, die die technischen Fortschritte der Steinkohlengasbereitung in einer auch für den Laien verständlichen und beflehrenden Weise zeigt, das Modell einer vollständigen modernen Gasfabrik in ein Zehntel der natürlichen Größe, ein Frumstück von 27 Meter, ausgestellt. Die maschinellen Apparate sind fast durchweg beweglich, wobei das Innere sichtbar gehalten ist, so daß die Vorgänge des Fabrikbetriebes klar zu erkennen sind, und gerade bei diesem Hauptausstellungsstück der Ausstellung leistet die Elektrizität freundnachbarliche Hilfe; denn eine große Zahl kleiner elektrischer Motoren dienen dazu, die Mechanismen in Bewegung zu halten. Rings um das Modell befinden sich Darstellungen modernster Einrichtungen von Gasanstalten, die den ungeheuren Fortschritt der Gasindustrie förmlich mit Händen greifen lassen. Bei den alten von Hand geladenen Retorten waren für 30 Kubikmeter Gaszerzeugung über 50 Arbeiter notwendig, bei den schrägen Retorten ist die Zahl auf etwa 18 zurückgegangen, bei den modernen Vertikalöfen auf 5. Im Auslande werden täglich 3,3 Millionen Kubikmeter Gas in Oefen nach diesen beiden Systemen erzeugt, die von deutschen Firmen gebaut sind. — Auch glanzvolle Darbietungen der Gasbeleuchtung haben in dieser Halle Platz gefunden; 16 Preß-

gaslampen von je 4000, also von 64 000 Kerzenstärken und 24 Niederdruckstrahlampen mit 34 000 Kerzenstärken verbreiten eine Lichtfülle von 100 000 Kerzen. Eine konzentrierte Lichtfülle strahlt auch von dem Uebergang zur Halle II aus, wo die beiden führenden Beleuchtungsfirmen, die Auer-Gesellschaft und die Firma Ehrich u. Graeg sich augenscheinlich überstrahlen — sehr zum Vorteil des Glanzes der Ausstellung. Darüber leuchtet milde das Feuer eines Leuchtturms der A.-G. Julius Pintsch, der führenden Firma für die mit Gas beleuchteten Seezeichen. Neben ihr bringt ihre Konkurrentin, die Berlin-Anhaltische Maschinenbau-A.-G. u. a. eine Darstellung der „flammenlosen Oberflächenverbrennung“, dieser märchenhaften Feuerungsart, durch die man auf 1 Quadratmeter Kesselheizfläche pro Stunde 100 Kilogramm Dampf erzeugen kann, während man früher mit weniger als dem dritten Teil schon sehr zufrieden war.

In dem Ausstellungsraum der Zentrale für Gasverwertung finden wir reichliche Angaben über die propagandistische Tätigkeit dieses Vereins, der sich in den vier Jahren seines Bestehens um die Ausbreitung der Kenntnisse über das Gas und damit auch um das Eindringen des Gases in immer weitere Volkskreise sehr verdient gemacht hat. Ueber das Kochen mit Gas hat er mehr als 100 Vorträge in allen Teilen Deutschlands veranstaltet und dadurch recht viel zum Eindringen dieser rationellen und sauberen Kochmethode auch in Arbeiterkreisen beigetragen. Freilich ein Mittel, das mehr als alle Aufklärung wirken und mit einem Schlage erreichen würde, daß die Zahl der mit Gas kochenden Familien sich verdoppeln und verdreifachen würde, hat die Zentrale bei ihrer Wirksamkeit bisher unberührt gelassen: das ist eine wesentliche Herabsetzung des Preises für das Gas; ein billiges Gas würde stärker für sich sprechen als alle theoretische Aufklärung.

Beim Eintritt in die Halle II befinden wir uns vor einem gewaltigen Bauwerk, einem Münzgasmesser, dessen Vorderfront die Form und Prägung eines Zehnprennigstückes von 13 Meter Durchmesser und 1 Meter Dicke aufweist, das nach seiner Größe 270 Millionen Zehnprennigstücke darstellen soll, also 27 Millionen Mark — das ist die Summe, die in den letzten zehn Jahren von den städtischen Gaswerken der Reichshauptstadt durch die Münzgasmesser vereinnahmt worden ist. Der Zugang an Gaskonsumenten zufolge der Münzgasmesser hat im Jahre 1912/13 nicht weniger als 60 000 betragen, während die Elektrizitätswerke Berlins in demselben Zeitraum insgesamt nur 42 310 Abnehmer hatten. Die Zahl der Gaskonsumenten überhaupt ist auf mehr als das Zehnfache hiervon, auf 438 943 (Ende März 1913) gestiegen. Die gewaltige Steigerung im Gebrauch der Gasautomaten (Münzgasmesser) bedeutet gerade für die Hausfrauen der minderbemittelten Schichten eine außerordentliche Ersparung an Arbeit, einen gar nicht abzuschätzenden Vorteil für die Bequemlichkeit und Sauberkeit beim Kochen und damit für den ganzen Haushalt.

Halle III zeigt das Vorkommen und die Gewinnung der Steinkohle. Aus der Kohle als Wurzel steigt das Gas, dargestellt durch einen mächtigen Baumstamm, empor und teilt sich oben in zwei starke Äste, Teer und Koks, von denen die anderen Nebenprodukte durch weitere Verzweigungen ausstrahlen. Die verschiedensten Darstellungen durch Skalen, zahlreiche Kohlenblöcke in riesiger Form, erläutert durch zahlreiche statistische Uebersichten, ferner das Modell eines Bergwerks geben ein anschauliches Bild über das Rohmaterial der Gasbereitung. Die Wirkung eines der wichtigsten Nebenprodukte bei der Gasbereitung, des Ammoniaksalzfats, ist neben der Halle in einem Garten durch praktische Düngungsversuche an Pflanzen veranschaulicht. Freilich erwächst gerade diesem Nebenprodukt ein gewaltiger Konkurrenz durch die neuerdings durchgeführte fabrikmäßige Herstellung von synthetischem Ammoniak.

Den Uebergang von der Gasbereitung zur Gasverwendung bildet ein kleiner Raum, in dem die Licht-, Kraft- und Wärmeleitung eines Kubikmeters Gas zur Anschauung gebracht wird.

Die Halle IV ist der Verwendung des Gases im Haushalt gewidmet. Die hauswirtschaftliche Zentrale für Bayern zeigt muster-gültige Einrichtungen, um zu beweisen, daß auch mit kleinen Mitteln Bequemlichkeit im Hause, hygienische Vorteile und in Verbindung damit Gemütlichkeit geschaffen werden kann. In einer Schülliche werden mit Schülerinnen der 8. Klasse Kochkurse abgehalten. In einem anderen Vortragsraum werden von fachwissenschaftlicher Seite die Besucher, vor allem die Hausfrauen auf die Vorzüge der Verwendung des Gases im Haushalte hingewiesen.

In den Hallen V und VII ist die Verwendung des Gases in den verschiedensten Gewerben zur Anschauung gebracht. Besonders wollen wir acht verschiedene Konstruktionen von Oefen mit Gasfeuerung für die Bäckerei erwähnen, die sämtlich im Betriebe vorgeführt werden. Das Eindringen der Gasfeuerung in der Bäckerei würde ein weiterer Schritt auf dem Wege zur Verdrängung von Rauch und Kohlen sein. Auch die übrigen industriellen Gasarten, (Acetylen, Sauerstoff, Blaugas) und im Anschluß daran die Verwendung des Gases für Luftschiffahrt sind hier dargestellt.

Aus der Halle VI tritt man in eine Arena, in der man im Fesselballon wie auch im Freiballon sich in die Lüfte erheben kann. Aus der Höhe kann man einen Blick auf die gesamte Ausstellung werfen; ein besonders glanzvolles Bild gewähren die Niesenschadeln in der Eingangstraße — die imposanteste steht vor dem Hauptportal, eine mächtige Lohe dauernd zum Himmel sendend. Im ganzen gewährt die Ausstellung einen Ueberblick über den hohen Stand der Wissenschaft und der Technik vom Gase. In mühevoller Zusammen-

wirken von Wissenschaft und Technik ist dieser Stand erreicht worden unter fester Mitarbeit all jener Helden des Alltags, deren Name kein Lied, kein Heldentum meldet, die aber unermüdet das Wesentlichste und Wichtigste beitragen zur Hebung der Kultur und zur Fortentwicklung unseres Volkes.

## Die Grillen telephonieren.

Wenn Pferde denken und Stabilturzeln ausziehen, warum sollen denn die Grillen nicht telephonieren? Ganz gewöhnliche Grillen, Feldgrillen, können telephonieren, ja sie können ihre Liebeserklärungen durch das Telephon übertragen. Wie sich das zugetragen hat, davon will ich in Kürze erzählen.

Ein Wiener Professor, Johann Regen mit Namen, wollte unbedingt und ganz sicher herausbekommen, was das Zirpen der Grillenmännchen zu bedeuten habe. Zu diesem Zweck hat er eine Reihe von Versuchen ausgeführt, in denen er die Grillen telephonieren, ins Telephon zirpen ließ. Aber warum denn unbedingt ins Telephon? Warum nicht einfach die Grillen so darauf los zirpen lassen. Das kann nicht so ohne weiteres gesagt werden, da muß man eben erst zuhören, wie und was die Grillen telephonieren haben.

Regen hat seinen Grillenversuch in folgender Weise eingerichtet. In seinem Wohnzimmer grenzte er mit Hilfe vertikal aufgestellter Glasplatten eine etwa vier Quadratmeter große Fläche des Fußbodens ab — das war das Versuchsfeld. In der rechten Ecke dieses Versuchsfeldes befand sich das Telephon, das mit einem entfernten Zimmer verbunden war. In diesem Zimmer war eine Schar von zwanzig munteren Männchen stationiert, die unermüdet zirpten.

Aber wenn Liebeserklärungen telephoniert werden sollen, so gehören ja auch Weibchen mit zum Versuch. Die zog sich Herr Regen selber aus den Larven, um von jedem einzelnen Weibchen, das er für seine Versuche verwenden wollte, ganz genau zu wissen, ob es auch sehr liebebedürftig sei, was er aus der Beobachtung seiner Rößlinge erschließen konnte. Aus einer großen Schar von über vierzig Grillenweibchen wurde eines ausgewählt, das sich als besonders liebebedürftig erwies und stets zum Männchen lief, auch wenn dieses in einem verdeckten Gefäß eingeschlossen und etwa einen Meter weit von dem Weibchen entfernt auf dem Versuchsfeld positiert war. Das Zirpen des Männchens lockte das Weibchen, lockte es zur Liebe.

Aber das war für Regen gerade die große Frage: ob wirklich das Zirpen des Grillenmännchens es ist, was das Weibchen zur Liebe lockt, ob das Zirpen des Grillenmännchens vom Grillenweibchen gehört wird, ob das Zirpen der Lockruf der Liebe bei den Grillen ist. Es könnte ja die Sache auch so sein, daß das Zirpen nur eine Nebensache ist, daß das Grillenweibchen zum Männchen läuft, weil es das Männchen riecht. Die Insekten können allesamt ausgezeichnet riechen. Und da hat sich Regen mit vollem Recht gesagt: wenn ich wissen will, ob das Zirpen der Grillenmännchen wirklich ein Lockruf ist, auf den die liebebedürftigen Grillenweibchen hören, dann muß ich meinen Versuch so einrichten, daß die Weibchen die zirpenden Männchen nicht zu riechen und nicht zu sehen bekommen. Das war also der gute Einfall von Professor Regen: zu sehen, ob das Telephon auf Grillenweibchen einen Eindruck macht, wenn das Zirpen der Grillenmännchen, die sie nicht riechen und nicht sehen können, ihnen durch das Telephon zugänglich gemacht wird. Im einzelnen machte es Regen so: Als die Nacht gekommen war, setzte er in das entfernt vom Versuchsfeld gelegene Zimmer einer Wohnung die schon erwähnten zwanzig munteren zirpenden Grillenmännchen, die man deutlich durch das Telephon im Versuchsfeld hören konnte. Jetzt legte Regen ein paar zerhackte Mehlwürmer in das Versuchsfeld hinein und um die Mehlwürmer herum setzte er auf den Boden des Versuchsfeldes einen schwarzen Papierzylinder, der auf der einen Seite einen halbkreisförmigen Ausschnitt hatte. Dann setzte er das Weibchen, das für die Versuche ausgewählt war, in den von dem Papierzylinder abgegrenzten Raum in die Nähe der Mehlwürmer. Das Weibchen, das den Tag zuvor nichts zu essen bekommen hatte, stürzte sich bald mit Heißhunger auf die Mehlwürmer. Nachdem es seinen Hunger gestillt hatte, hatte es wohl auch etwas für Liebe übrig. Es bewegte seine Fühler nach der Richtung der Zylinder, ging auf den Ausgang des Papierzylinders zu und gelangte ins freie Versuchsfeld. Gleichsam jeden Schritt überlegend, wie Professor Regen erzählt, ging nun das Grillenweibchen äußerst vorsichtig und langsam auf das Telephon zu. Dann blieb es stehen und richtete seine Fühler zum Telephon hin, um ziemlich lange regungslos und hübsch aufmerksam den vom Telephon übertragenen Zirpen der zwanzig Männchen zu lauschen.

Professor Regen hatte also herausbekommen, daß das Grillenweibchen das zirpende Männchen zu suchen weiß, daß das Weibchen vom zirpenden Männchen angelockt wird, auch wenn es das zirpende Männchen nicht zu sehen und nicht zu riechen bekommt, daß das Weibchen das Zirpen wirklich hört, daß das Zirpen ein Lockruf ist, der an die liebebedürftigen Grillenweibchen gelangt und sie zum Männchen ladet.

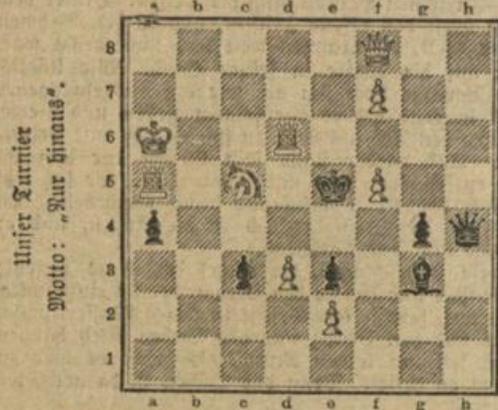
Das Zirpen der Grillen ist somit gar keine Nebensache in der Grillengesellschaft, und es ist ein ganzes Stück Poesie, wenn im Felde im heißen Sonnenschein die Grillen zirpen.

A. L.

Berantw. Redakteur: Alfred Wiesep, Neuföln. — Druck u. Verlag:

## Schach.

Unter Leitung von S. Marjan.



Unser Turnier  
Motto: „Nur hinaus“.

24  
(1. T. 10-16)

Im Auftrage des Komitees des St. Petersburger Großmeister-Turniers läßt Dr. S. Tarrasch im Selbstverlage das betreffende Turnierbuch erscheinen, das nebst den ausführlich glossierten sämtlichen Partien auch einen theoretischen Anhang über die Ergebnisse des Turniers für die Eröffnungslehre enthält. Das Buch (gebunden) ist zu beziehen für 7,20 M. vom Verfasser, Nürnberg, Fürther Str. 62.

Als Teilnehmer des Mannheimer Meisterturniers (Beginn: 18. Juli 1914) werden einstweilen genannt: Nieses, Tarrasch, Reichmann, Duras, Spielmann, Tartakower, Vidmar, Alechin, Rubinstein, Janowski, Marshall, Post, Reti, Carl, Krüger, Dreher, Fabrit, Smorodski, Vogosinow. Eine beachtenswerte, starke Belegung! Am 19. Juli wird daselbst die konstituierende Versammlung zur Gründung einer internationalen Schachvereinigung stattfinden, zu der ein Extraaufruf „alle Schachverbände, Vereine, Meister, Gönner und Schachfreunde“ einladet. Ziele und Zwecke der neuen Institution sind besonders: Prolamierung neu hinzukommender internationaler Meister; Unterstützung erkrankter und invalider Meister, die der Vereinigung als Mitglieder angehören; Regelung der Weltmeisterschaftskämpfe; Vereinfachung der Spielregel und der Schachnotation usw. Als besonders sympathisch erscheint uns folgende Bestimmung: Um Mitglied zu werden, müssen internationale Meister zwar keinen Beitrag zahlen, aber erstens sich verpflichten, einmal im Jahre eine unentgeltliche Schachvorstellung (oder Vortrag) in einem vom Ausschusse gerecht zu bestimmenden Verein zu geben und zweitens von vornherein zustimmen, daß von den ihnen eventuell zuzulassenden Geldpreisen in künftigen Turnieren ein gewisser Prozentsatz der Kasse der „Internationalen Schachvereinigung“ zufalle. — Die internationalen Schachmeister werden dringend aufgefordert, aus ihrer Mitte zwei Vertreter und vier Ertragmänner in den provisorischen Vorstand der „Internationalen Schachvereinigung“ zu wählen und die Namen dem Vorsitzenden, Professor Dr. R. Gebhardt, Koburg, Proßtr. 10, möglichst umgehend mitzuteilen.

Nachstehend bringen wir diejenige Amsterdamer (1880) Partie, deren Ähnlichkeit mit der Petersburger Partie (1914) Niemoz-witsch-Tarrasch der letzteren den ersten Schönheitspreis kostete. (Siehe unsere Schachspalten vom 9. Mai, 6. und besonders 13. Juni 1914.)

### Holländisch.

Dr. Em. Lasker. Bauer.  
1. f2-f4, d7-d5; 2. e2-e3, Sg8-f6; 3. b2-b3, e7-e6; 4. Lc1-b2, Lf8-e7; 5. Lf1-d3, b7-b5; 6. Sb1-c3, Lc8-b7.  
7. Sg1-f3 Sb8-d7  
8. 0-0 0-0  
9. Sc3-e2 e7-c5  
10. Se2-g3 Dd8-c7  
11. Sf3-e5 Sd7-e5  
12. Lb2-xe5 Dc7-c6  
13. Dd1-e2 a7-a6  
Statt dessen war Sd8 oder auch g7-g5 vorzuziehen.  
14. Sg3-h5! Sf6-xh5?  
Sd8 mühe gesehen.  
15. Ld3-xh5+ Kg8-xh7  
16. De2-xh5+ Kh7-g8  
17. Le5-xg7!! Kp8-xg7  
Falls 17... g6, so 18. Tf3 nebst Tg3.

BB. a2, b3, d4, f2, g2, h2. Schwarz —Kg8; De7; Tf8; Td8; Ld6; Lc6; BB. a7, c5, f7, g6, h7. Es folgte der obigen Kombination ähnlich: 19... Lxh2+; 20. Kxh2, Dh4+; 21. Kg1, Lxg2! Nun aber hört die Analogie auf; denn Weiß antwortete 22. f3 (KxL, Dg4+; Kh2, Td5; Dxc5, Txd; dxc5, Df4; Kg2, Dxs; Lat im Betracht), wonach Schwarz erst mit dem feinen Zuge 22... Tc8! (23. Sc4, Dh4+; 24. Kf2, LxT; 25. d5, f5; 26. Dc3, Dg2+; 27. Kc3, Txs+!) re. entsetzliche konnte. Die „Ähnlichkeit“ ist also nur teilweise feststellbar.

18. Dh5-g4 Kg7-h7  
19. Tf1-f3 e6-c5  
20. Tf3-h3+ Dc6-h6  
21. Th3-xh6+ Kh7-xh6  
22. Dg4-d7 Lc7-f6  
23. Dd7-b7 Kh6-g7  
24. Ta1-t1 und Weiß gewann leicht (24... Tab8; 25. Dd7, Tf48; 26. Dg4+, Kf8; 27. fo, Lg7; 28. e6, Tb7; 29. Dg6, f6; 30. Txf6+, LxT; 31. DxL4, Kc8; 32. Dh4+, Kc7; 33. Dg7+, Kxc6; 34. DTrc.)

Die analoge Stellung in der Petersburger (1914) Partie Niemoz-witsch-Tarrasch war nach dem 19. Zuge von Weiß (Siehe unsere Schachspalte vom 9. Mai) wie folgt: Weiß —Kg1; Dc2; Tc1; Lb2; Sd2; Drießlasten. V. A. Köpenig. Das Turnierbuch des Petersburger Turniers, von Dr. S. Tarrasch herausgegeben, soll im Juli erscheinen. Selbstverlag des Verfassers in Nürnberg.

Vornwärts Buchdruckerei u. Verlagsgesellschaft Paul Singer & Co., Berlin SW.